

die Augen (sind der Liebe Pforte)



Sie steht früh auf, um vor dem Kind wach zu sein. Das Haus ist noch still, die erste halbe Stunde gehört ihr allein. Sie hockt sich vor das Bett und schaut die flachgeschlossenen Lider an, die geröteten Wangen, den kleinen feuchten Mund. Reglos liegt das Kind da und gehört ihrem Blick. Sie wird nie fertig damit, es anzuschauen, und es wird sie nie langweilen. Sie schaut es an, als sähe sie es das erste Mal und so ist es auch, denn nur sie nimmt die unaufhörliche Verwandlung wahr, in der das Kind seine Gestalt wechselt. Sie sammelt die Ansichten ein: aus dem silberhaarigen Tier wird eine Tulpe (weiss), eine Kartoffel (rund), ein Stein (schwer), wird ein Wurm, ein Monster, ein Engel. Sie sieht die Zukunft nach ihrer Form suchen, sieht das Suchen, das Tasten, Ausprobieren, das Verwerfen, das erneute Zusammensetzen wie unter den Händen eines manischen Bildhauers. Sie sieht die Natur arbeiten, ein sich abschuppendes und aus sich herausstreifendes Wachstum, dessen sich ständig verschüttende Millimeter sie zählt wie ein (durchdrehendes) automatisches Zählwerk. Nichts bleibt ihr verborgen, sie ist das grosse Auge, das niemals blinzelt und hellblau über den Dächern und Bergkämmen hängt, tags wie nachts das Gedächtnis speist.

Das erste, was das Kind sieht, sind die Augen der Mutter, die über ihm hängen: der Himmel, die ihm den Tag einleuchten.

Das Kind soll lernen, sich selbst anzuziehen, deshalb hilft sie nicht mit, aber sie folgt jeder Bewegung, ihr Blick hebt die kleinen Arme, die Beine, sortiert die kleinen Finger durch die Ärmeltunnel, hilft dem Kopf bei der Geburt aus dem Dunkel des Pullovers etc. Sie begleitet jede Bewegung, das Kind muss gar nichts mehr tun, sie wird der Umriss, der dem Objekt Raum für die richtige Form und Bewegungen öffnet. Beim Frühstück schaut sie zu, wie die Apfelspalten im Mund des Kindes verschwinden, schiebt mit dem Blick nach und sieht weit hinein in den kleinen Rachen bis zum Zäpfchen und den Mandeln, springt den Apfelspalten nach, taucht ab, lässt sich vollständig verschlingen, verteilt sich, zählt die Or-

gane, die Zellen, treibt das Wachstum an. Beim Zähneputzen steht sie hinter dem Kind (mit der Zahnbürste im Mund sägend) und beobachtet (die eigene Zahnbürste selbstvergessen im Mund) das Kind, wie es sich selbst beobachtet: Blickblitze, die in Lichtgeschwindigkeit im Zickzack zwischen ihr und ihrem Herz hin und her schiessen. Noch hat sich das Kind von seinem Spiegelbild nicht getrennt, weiss noch nichts über den Unterschied zwischen sich und seiner Ansicht. Vor dem Spiegel werden seine Augen rätselhaft leer, sie sieht auf der Stirn, wie es dahinter rattert. Dann treffen sich die Brennpunkte und das Kind lacht die im Spiegel gefundene Mutter an, dass ihm der Schaum aus dem Mund platzt.

Sie macht also Frühstück, hilft dem Kind beim Anziehen, packt ihm eine Jause in den kleinen gelben Rucksack, bringt es in den Kindergarten, holt es wieder ab, kocht gesund und nach seinem Geschmack, putzt ihm die Nase, schiebt es, erzählt ihm Geschichten, hebt die verlorenen Dinge auf, geht mit ihm auf den Spielplatz, sucht, findet, trägt, putzt, beatmet es, bringt es da- und dorthin, hilft ihm bei diesem und jenem, zerrt es von Gefahren, von schlechten Launen, schiebt es zum Ziel, zum Glück, zum Schlaf, rollt es hin und her, füllt und leert es, singt, küsst, trägt, schleppt, zieht und hebt es. Ihre Arme sind der Hafen, ihre Stimme die Sirene, die an Land zieht. Aber von allen Arbeiten, die sie für das Kind verrichtet, ist das Schauen die Wichtigste.

Den anderen Eltern (vorwiegend Paare, die einander den Rücken decken) im Kindergarten gegenüber ist sie unsicher. Sie fürchtet, auf der falschen Seite zu stehen. Lieber würde sie zu den Kindern gehören, sich auf die winzigen Sesseln setzen, sich zwischen buntem Plastik im Geplapper verstecken, um nicht zu den Erziehungsmassnahmen, die man mit ihr besprechen will, eine Position verteidigen zu müssen. Wörter über das sich wandelnde Bild stempeln zu müssen, scheint ihr umständlich bis unmöglich. Weil das Kind als Körper angefangen hat, der zu beobachten war, hat sich

das Auge als vorrangiger Sinn der Forschung etabliert. Um sie herrscht Stille. Aber auch den Wörter, die nach und nach zwischen das Bild vom Kind und sie eindringen und sich beteiligen, schaut sie mehr zu, als dass sie zuhört: halbe Sätze aus wenigen Wörtern, simple Sachverhalte. Wiederholungen, Wiederholungen, Wiederholungen. Waldrauschen. In Verkleinerungen noch geschrumpfte Winzigkeiten, ein Kosmos aus sprachlichen Rädertierchen. Sie kann mit dem Kind sprechen, ohne sich selbst zuzuhören, unter Verwendung dieser neuen Sprache. Das andere, alte Sprechen unter Zuhören hat sie aber verlernt, die alten Wörter, die Sätze, die Regeln und auch ein eventueller Sinn des Gesprächs haben sich in ihrem Stummfilm verflüchtigt, sind in der Flüssigkeit der Bilder mühsame schwarze Zwischentitel geworden.

Sie erzieht nicht, sie schaut. Sie wird erzogen, belehrt und geformt von einem Wunder, für das sie keine Regeln weiss. *Wer die Kinder verzärtelt setzt sie ins leichte Schiff*, tadelt die Grossmutter (ihre Mutter) gelegentlich, *setzt sie ins leichte Schiff. Wo man den Esel krönt da ist Stadt und Land gehöhnt. Erziehst du dir einen Raben wird er dir zum Dank die Augen ausgraben*. Aber, besänftigend gibt sie zu: *Nachgeben stillt den Krieg*. Und: *Liebe schafft Liebe*.

Sie nickt und weiss nur: das Kind ist das Kommando der Stunde. Wenn es Hunger hat, muss gegessen werden, wenn es krank ist, gibt es keine Gesundheit mehr, wo es spielt, ist Gefahr. Sie hat aufgegeben, Pläne zu machen, denn es ist ein wechselhaftes Kommando, unter dem sie steht. Sie hat täglich umzulenken, das Ziel, den Feind zu wechseln, die Logistik und die Strategie neu zu bestimmen. Es erfordert ihre ganze Konzentration, scharfes Auge. Die Landschaft, die sie zu kontrollieren hat, ist unberechenbar. Kaum ist ein Plan gemacht, wächst ein neuer Berg, wechselt der Fluss seine Richtung, rückt der Wald vor, ob Rabe, ob Esel, ob Kind, nichts weiss sie.

Niemand weiss etwas über die Raben, die Esel, die Kinder. Der eigene Besuch in der Kindheit liegt wie ein Traum hinter ihr, ist gestorben, liegt unbegraben zurück, von der Erinnerung skelettiert. Ist vom wieder und wieder Nacherzählen blass und abgenutzt wie eine vielgeküsste Reliquie. Denn mit erwachsenen Wörtern lässt sich die Kindheit nicht nacherzählen, von erwachsener Logik wird sie umgelegen, wird zum Märchen, das in Nostalgie oder Schrecken versetzt, für dieses und jenes zur Rechtfertigung dient, um Unbegründetes zu begründen, für die lebenslange Unterhaltung mit einem erdachten unschuldig gebliebenen Zwilling. Sie braucht das Selbstgespräch nicht mehr, denn sie schenkt die Fragmente ihrer Kindheit ihrem Kind, legt sich

als Wärme um ihre eigene Kindheit, im Nachhinein. Vermischt die Zeiten, tröstet das Kind für ihre eigenen Erinnerungen mit ihren eigenen Träumen. Sie legt die zwei Kindheiten übereinander, paust die eine auf die andere durch, wiederholt das Leben.

Ja, antwortet sie hilflos, wenn man ihr dieses und jenes rät. Ja. Sie nickt. Hat nichts dagegen vorzubringen. Stimmt zu. Aber kaum haben sich die Wörter entfernt, sind auch deren Spuren verblasen, und sie reiht sich zurück in ihre wortlose Mission: Sie erzieht nicht, sie steht allein vor dem Mysterium. Lässt sich widerspruchslos davon belehren, lernt das Kind wie ein neues Alphabet, wo jeder Buchstabe eine neue Sprache eröffnet, und führt ihr doppeltes Leben mit der doppelten Kraft. Widerspruchslos lässt sie die Energie wirken, die nicht ihre ist, denn würde das Kind aus ihrem Leben, an dem es zehrt, verschwinden, zerfiele ihre aufgeplusterte, geliebene Kraft und liesse sie wie einen ausgeleerten Sack zurück.

Sie hat dreieinhalb Stunden Zeit (minus der halben Stunde, die sie für den Supermarkt braucht). Am liebsten streunt sie nur so herum, beutelt die Augen an den nichtssagenden Gemeindeaufassaden, Schaufenstern und vorbeifahrenden Bonbons aus wie verspannte Tänzerbeine.

Weil sie Geburtstag hat, lässt sie sich auf der Strasse von einer Zigeunerin aus der Hand lesen, nur so zur Feier des Tages, ohne daran glauben zu wollen. Die Zigeunerin beugt ihren kletzenfarbenen Kopf über die Handfläche und leiert dort die üblichen Versatzstücke der Zukunft hinein: viele Erfolg, viele Glück, 99 Jahre, lange Leben, viele Liebe, gute Mann, viele Geld. Um für das bisschen Geld des Guten nicht zuviel zu tun, schneidet sie eine Ecke in das Rund: Wirst Ärger haben mit deine Kind, grosse Ärger mit deine Kind. Der Geldschein bringt sie zum Schweigen, aber der Zukunft sind damit die Weichen gestellt und sie rollt beschleunigt auf sie zu und ist durch nichts mehr zum Halten zu bringen. Sofort glaubt sie an das Unglück, zählt mögliche Katastrophen: Schmetterlinge, die vom Verkehr ablenken, einen Orkan verursachen, einstürzende Sandburgen, Waldlabyrinth, eiskalte Könige, zuschlagende Flügel der Windmühlen, gefährliche Gewässer, Hundezähne, drehende Räder, die Sogkraft der Rolltreppenritzen etc etc. ein endloses Feld eröffnet sich... Sofort fällt ihr der ausgeleerte Hintergrund ein, der übrig blieb, als sie das Kind aus einem Foto ausschnitt: ein Nichts in den genauen Massen und Umrissen des Kindes, ein grauenvolles Loch, wo das Kind vorher lachend gestanden war, als wäre die Wirklichkeit aus der Welt herausgerissen. Doch die Katastrophe der Zigeunerin ist viel ein-